

Überschrift

»Wenn ich sozusagen nicht immer Phasen habe, in denen ich diakonisch auftanken kann – das heißt ein guter Gottesdienst oder von mir aus auch eine gute Weihnachtsfeier mit einem Lied, ein guter Text, der einen anspricht – wenn man das nicht hat, dann kann man nicht überleben.«

Das sagt Norbert Friedrich, der Leiter der Fliedner-Kulturstiftung in Kaiserswerth. Spiritualität, Gemeinschaft, Begegnungen, auch Feste könnten helfen, Energie zu tanken, um die eigene Arbeit lange, gut und kraftvoll zu tun.

Und das ist alles andere als selbstverständlich. 80 Prozent der Absolventinnen eines Fachseminars für Altenpflege bei einem traditionsreichen und anerkannten diakonischen Träger verließen das Arbeitsfeld innerhalb der ersten fünf Jahre. Ihre Erwartungen an den eigenen Beruf hatten sich nicht erfüllt. Die Zeit, Beziehungen aufzunehmen und am Leben der älteren Menschen Anteil zu nehmen, ist aus ihrer Sicht zu knapp geworden. Jeder Einsatz muss rationell geplant und ökonomisch verantwortet werden, spontane Zuwendung ist kaum noch möglich. „Die Situation im Krankenhaus, ist sehr angespannt, schreibt ein Kollege aus der Seelsorge. „Ich staune mit Sorge, wie lange viele Mitarbeitende für Patienten so da sein können, dass sie sich wohl versorgt, fachkundig behandelt und weitgehend gut aufgehoben fühlen“. Er verschenkt in jeder Woche eine „Karte der Wertschätzung“ an alle Mitarbeitenden. „Dich schickt der Himmel“ heißt es auf einer dieser Karten; und weiter: „Als Ihnen das das letzte Mal gesagt wurde, haben Sie vielleicht gedacht: Naja, so groß sollte niemand von mir denken. Doch: so groß soll man denken. Die anderen tun es manchmal. Und Sie selbst könnten sich immer so sehen: Seien Sie sich das wert.“

Tatsächlich scheint Pflege uns nicht so viel wert zu sein. Der Fachkräftemangel, der in anderen Branchen noch droht, ist in der Pflege schon zu spüren. Das hängt nicht nur mit dem hohen Arbeitsdruck zusammen. Auch das so genannte Gendergap ist hier deutlich spürbar: Pflege ist nach wie vor ein typischer Frauenberuf mit geringen Aufstiegschancen, schlechter Bezahlung und hohem Teilzeitanteil.

»Ich glaube, dass es ein schwieriges Erbe der Mutterhausdiakonie mit den katholischen Nonnen, den Diakonissen und den Nonnen ist, dass die Pflege so schlecht bezahlt ist – und natürlich auch: „mein Lohn ist, dass ich dienen darf“ – das bedeutet natürlich auch, ich möchte vom Staat, von meinem Arbeitgeber keine Bedankung haben, weil – ich mach das ja aus Nächstenliebe. Diese ideologische Überhöhung hat natürlich auch dazu geführt, dass einerseits die Pflege schlechter bezahlt worden ist und dass wir heute auch entsprechende Akzeptanzprobleme in der Pflege haben.«

Dr. Norbert Friedrich leitet das Kaiserswerther Pflegemuseum, in dem man einige überraschende Entdeckungen machen kann. (1) Zum Beispiel, dass Pflege durchaus nicht immer weiblich war. Die Idee, dass Frauen zur Nächstenliebe geboren sind, sei eine Erfindung von Theologen des 19. Jahrhunderts, sagt

Friedrich. Ganz ähnlich wie unsere Gegenwart sei auch das erste Drittel des 19. Jahrhunderts von massiven Umbruchprozessen gekennzeichnet, die wir mit Stichworten wie Globalisierung, Industrialisierung und Urbanisierung bezeichnen. Damals hätten gerade Pfarrer und Priester versucht, Antwort zu geben auf die sozialen Notlagen ihrer Zeit: die neue Mobilität in der Arbeitswelt, überforderte Familien, alleingelassene kranke Menschen, Armut und Kriminalität. In Kaiserswerth hatte Theodor Fliedner zusammen mit seiner ersten Frau Friederike die geniale Idee, unverheiratete Frauen beruflich zu qualifizieren, um sie in Krankenhäusern, in Erziehungseinrichtungen und Kirchengemeinden einsetzen zu können. Im Mutterhaus fanden sie nicht nur eine Ausbildung, sondern auch eine tragfähige, familienähnliche Gemeinschaft und eine auskömmliche Versorgung. Das blieb lange attraktiv – nicht zuletzt nach den beiden Weltkriegen in Deutschland.

Aber die Pflegenden von heute sind keine Diakonissen mehr – oft sind sie sogar die Hauptverdienerinnen in ihren Familien. Da ist neben der notwendigen Vereinbarkeit eben auch ein gutes Einkommen gefragt. Deshalb müsste mehr Geld ins System, sagt Friedrich, und das sei schwierig genug. Auch die zunehmende Ausdifferenzierung in der Pflege sieht er kritisch: da sind die Hilfskräfte, die das Essen austeilen, die Betten machen, die Betten reinigen – also Aufgaben übernehmen, die früher zu einer ganzheitlichen Pflege dazu gehörten – sie aber später mit hundertprozentiger Sicherheit von ihrer Rente nicht leben können – und da sind auf der anderen Seite hochspezialisierte Fachkräfte, Hochschulabsolventinnen, die gut auskömmlich bis sehr gut verdienen.

»Ob das für unsere Pflege gut ist, das weiß ich nicht. Aber wir werden wahrscheinlich ja auch in den nächsten Jahren auch das Altenheimsystem in vielen Punkten anpassen müssen – weil, so geht es ja wahrscheinlich auch nicht weiter. „Denn es ist erstens wahnsinnig teuer, es produziert wahnsinnig viel Unzufriedenheit und es produziert auch wahnsinnig viel Angst – also wer irgendwie kein sonniges Gemüt hat, der hat natürlich mit "88 und noch nicht pflegebedürftig" Angst davor, 90 zu werden.«

Von Kirche und Diakonie wünscht er sich, dass sie zu einer starken Lobby für die Pflege werden – bisher sei ihre Stimme auf diesem Feld viel zu wenig wahrnehmbar.

»Wenn wir uns unsere Besucherinnen und Besucher angucken, sehr viele Schülerinnen und Schüler aus Kranken- und Altenpflegeschulen, dann sind die im Regelfall auch davon sehr beeindruckt, was man früher für Pflege gemacht hat und wie man früher mit wenig Mitteln gepflegt hat und dass dabei früher nicht das Technische im Mittelpunkt stand, sondern vielleicht eher die Zuwendung-also Amalie Sieveking mit Besuchsvereinen, auch Theodor Fliedner, der natürlich auf das Thema Besuchen und Erziehen einen großen Wert gelegt hat – also, dass die Pflege viel breiter ist als der Verband, der angelegt wird oder heute die Infusion, die gemacht werden muss – dass Pflege was Ganzheitliches ist, das zeigt ein Museum vielleicht viel stärker als es in der Pflegeausbildung zum Tragen kommt.«

Ich frage ihn deshalb, ob wir aus den Aufbrüchen von Theodor und Friederike Fliedner etwas lernen können – schließlich erleben wir auch heute einen großen sozialen Transformationsprozess. Ja, meint Friedrich, aber es sei nun nicht die Pflege, von der die Innovationskraft ausginge. Gleichwohl erkenne er Ansätze einer

Gegenwehr der Zivilgesellschaft:

»Dass man entdeckt, ach, die Schwestern haben ja nicht nur gepflegt, die haben Gemeinschaft gepflegt... Und da sehe ich – zumindest in Deutschland, aber auch, wenn man nach Amerika guckt, durchaus Gegenbewegungen einer zivilen Bürgergesellschaft, wo man auf den anderen guckt, nicht im Sinne nicht von Sozialdisziplinierung, sondern von Verantwortlichkeit – und das sind für mich auch protestantische Wurzeln, die da zum Tragen kommen – da entsteht wieder was. Aber das hat sich heute sehr stark entkoppelt – wir haben natürlich eine Technisierung der Pflege, wir haben eine Reglementierung der Pflege – das macht unzufrieden, auch wenn es wichtig ist, aber daneben entstehen Fürsorgekonzepte, Quartiersmanagementprojekte, wo Mitmenschlichkeit 'ne viel eine größere Rolle spielt.«

Und da, meint Friedrich, sei Kirche angesprochen, wenn sie sich denn als Gemeinde verstehe.

»Ich war neulich in den Niederlanden am Tag des offenen Denkmals; und wir sind dann in Den Haag in einer Klosterkirche gewesen, einer Kirche, die komplett säkularisiert ist offensichtlich – und da war noch etwas zu spüren von diesem mittelalterlichen Markt, die Kirche als Markt, wo man sich traf und sprach und Kaffee trank und Geschäfte machte, und wahrscheinlich auch nicht immer nur saubere Geschäfte machte; Gemeinschaft, Bewegung, Begegnung. Das ist auch Kirche.

Autorin 6

Eben Kirche im Gemeinwesen – als engagierter Teil der Zivilgesellschaft. Und die ökonomisierte Unternehmensdiakonie – wird sie diese Umbrüche überleben? Oder wird sie zerrieben zwischen dem Wettbewerb um gute Dienstleistungen und Produkte und den Erwartungen an den diakonischen Mehrwert?«

Eine, die den Spagat kennt, ist Godje Berning, die Leiterin des Kaiserswerther Mutterhaus-Hotels(2):

»Das ist für mich Diakonie – für andere, mit anderen, immer flexibel reagierend auf das, was wirklich nötig ist im Sinne der Liebe niemals erstarrend, immer wieder neu und relativ kräftig und verantwortlich.«

Das besondere Hotel, das Godje Berning führt, liegt auf dem schönen alten Parkgelände der Diakonie am Stadtrand von Düsseldorf. Das alte Stammhaus von 1836 mit der angeschlossenen Kirche steht zehn Minuten entfernt im Ortskern am Rhein – es ist heute Altenzentrum. Das heutige Mutterhaus wurde zu Beginn des 19. Jahrhunderts gebaut. Da war die evangelische Schwesternschaft längst zum Erfolgsmodell geworden. 63000 Diakonissen gab es auf dem Höhepunkt der Entwicklung – nicht nur in Deutschland, sondern auch in anderen Ländern Europas, in Amerika und Nahost. Aber das Pflegemuseum und auch das Mutterhaus-Hotel zeigen deutlich: das ist Geschichte. Immerhin einhundertneunzehn Mitglieder gehören heute zur Kaiserswerther Schwesternschaft, aber nur eine kleine Minderheit lebt noch in der traditionellen Form. In den letzten Jahren sind jüngere Frauen eingetreten, Pflegende, die schon diverse Fortbildungsabschlüsse in der Tasche haben, aber immer noch unterwegs sind – weil sie sich nach dem Mehr sehnen, das ihren Beruf ausmacht. Frauen zwischen 30 und 50, verheiratet oder verpartnert, manche mit Kindern – sie kommen regelmäßig zu Taizeandachten und Gesprächen zusammen, sie nehmen an

diakonischen Bildungsangeboten und Austauschprogrammen teil, begleiten einander auf ihrem geistlichen Weg und engagieren sich für internationale Projekte.

Im Mutterhaus lebt nur noch eine von ihnen. Ansonsten erinnern die schönen alten Möbel und Fotos, die Bibelworte über den Eingängen und die Vitrine mit der alten Diakonissentracht an diese große Tradition.

»Von Anfang an war klar, das Hotel heißt: „Das Mutterhaus“, aus seiner Tradition heraus. Wir haben dann überlegt irgendwann, ob wir den Namen ändern, um auf dem Markt besser bestehen zu können, sagt Godje Berning. Und wir hatten dann einen sehr guten Berater, der klipp und klar innerhalb von 10 Minuten gesagt hat: Das tun Sie nicht. Behalten Sie den Namen auf jeden Fall. Das ist das größte Pfund, mit dem Sie wuchern können. Denn jeder weiß, dass dieses Haus anders ist und wird sich fragen, warum. Sie werden viele Multiplikatoren haben, die versuchen, anderen zu erklären, warum dieses Haus so ist, wie es ist, und das ist das beste Marketing“.

„Was bei uns wirklich immer betont wird von den Gästen : dass sie sich sehr freundlich aufgenommen fühlen, aber dass auch eine gewisse professionelle Distanz gewahrt wird – was mir einfach sehr wichtig ist in diesem Haus – einmal innerhalb der Mitarbeiterschaft wie gegenüber den Gästen – ist Respekt gegenüber der Einzigartigkeit des Kommenden oder des Anderen. Ja, das wird bei uns sichtbar – im Verhalten gegenüber den Kunden und den Gästen. Dann ist natürlich auch dieser Zeitfaktor da, dass man sich wirklich dem anderen als Mensch widmen möchte und nicht nur als Kunden. Also, es ist nicht so, daß hier langsamer gearbeitet wird als irgendwo anders – aber die Mitarbeiter bemühen sich aus ihrer inneren Haltung hinaus, den Gästen offen gegenüber zu treten.«

Vielleicht ist das ja ein Kennzeichen des Gastgewerbes: Wer im Tourismus arbeitet, braucht Neugier und Offenheit für Fremde. Aber Gastfreundschaft ist auch eine diakonische Grundtugend.

»Die Kaiserswerther Schwestern sind ja per se geöffnet nach außen hin. Sie haben Mutterhäuser in anderen Ländern gegründet; sie haben ihre Arbeit nie so verstanden, dass sie in einer selbstgewählten Isolation arbeiten, sondern sie sind immer raus gegangen. Und haben natürlich dann auch Gäste gehabt, es fand Ökumene statt, man musste sich auf andere Länder einstellen, auf andere Sitten. Man musste eigentlich sehr fest im Eigenen sein und sehr flexibel in der Begegnung mit dem anderen... Und das setzt sich hier fort – das Hotel ist eigentlich die Öffnung, oder eine der Öffnungen nach außen in der Kaiserswerther Diakonie. Das ist mir unendlich wichtig, dass die Leute mit einem guten Gefühl hier raus gehen. Sie haben etwas erlebt auf einer Ebene, die sie vielleicht gar nicht benennen können: Da war's gut und da war's gut für mich. Und ich bin da aufgenommen worden, ich bin da anerkannt worden, meine Bedürfnisse wurden, soweit wie möglich zufrieden gestellt, ich habe Kontakt bekommen, ich habe Ruhe gefunden. Manchmal haben wir so kurze Gästekommentare: „Aus der Hektik der Messe bin ich hier wirklich zum ersten Mal zur Ruhe gekommen.“«

Wichtig ist Godje Berning die Kombination von höchster Professionalität mit – so einfach das klingt – "christlicher Haltung". Und das gilt aus ihrer Sicht nicht nur für das Hotel, sondern auch für ein Krankenhaus oder eine Pflegeeinrichtung, die ja auf andere Weise auch diakonische Gastfreundschaft leben.

»Natürlich müssen wir Geld verdienen, natürlich stehen wir in Konkurrenz, natürlich ist Stress da, natürlich fällt mal Personal aus und natürlich sind alle Sorgen so da wie in anderen Betrieben auch – trotzdem glaube ich, dass diese christliche Haltung des Respekts, der Fürsorge für den anderen auch manchmal in wenigen Minuten zu machen ist und man einfach eine Aufmerksamkeit braucht. Ob man sich dem Diktat unerwirft, das man sagt, ich habe nur drei Minuten zur Pflege, ich bin gestresst, ich schaff das jetzt nicht – oder ob man die Kraft hat, in diesen drei Minuten auch den Menschen anzusehen.«

Achtsamkeit und Respekt – das sind hohe Anforderungen an Menschen, die im Stress sind. Was kann man tun, damit Mitarbeitende das überhaupt leben können? Damit sie überleben, wie Norbert Friedrich das formuliert hat? „Was ich tue, ist das ich den Menschen etwas zutraue – also dass ich gucke in nem Team, wer kann was und wer jetzt kann was nicht und dann die Aufgaben entsprechend verteile, dass jeder sich stark fühlt... Ich finde es genial, wenn mir der Mann aus der Reinigung oder die Mitarbeiterin aus der Küche unabhängig voneinander in Gesprächen, die weit auseinanderliegen, sagen: jJa, hier ist das ja so, wir sind hier wie eine Familie und wir gehören hier alle zusammen. Und ich denke, wenn das erreicht ist bei jemandem aus der Küche oder aus der Reinigung, ist das genial – und es ist eine Stimmung, die da ist – und ich denke, dass die Stimmung sich auf die Kunden, auf die Pflegebedürftigen einfach überträgt. Und dass das heilt.

Agnes Bröcker war lange Gemeindegeschwester. Wenn eine was vom Netzwerken versteht, dann sie. Wenn eine in Gemeinde und Gemeinwesenarbeit verankert ist, dann sie. Mit ihren neunundsiebzig Jahren engagiert sie sich noch immer in Armuts- und Arbeitslosenprojekten in Duisburg und Düsseldorf, kümmert sich um ökumenische Projekte in Rumänien wie neuerdings in Brasilien und organisiert den Adventsbazar in Kaiserswerth. Diesmal mit selbstgeschöpften bunten Papieren aus einer brasilianischen Initiative. Schwester Agnes sammelt das ganze Jahr über – alte Bücher und Bilder, gut erhaltenes Porzellan und Besteck und auch Küchengerät. Denn Schwester Agnes ist auch diejenige, die die kleinen Diakonissenhaushalte auflöst, wenn eine in die sogenannte Feierabend-Pflege umzieht. Und natürlich strickt und stickt sie auch; vor allem die beliebten Socken gehen im Advent weg wie warme Semmel. Was immer beim Bazar eingenommen wird, wird später geteilt: mit den ökumenischen Partnerprojekten in Rumänien, Palästina und Indonesien.

Wenn man Schwester Agnes zuhört, könnte man den Eindruck gewinnen, dass sie die „Shared economy“ erfunden hat, die heute so viele Zukunftsinitiativen prägt. Sammeln und Teilen – das macht Schwester Agnes Netzwerkarbeit aus. Und sie ist so erfolgreich, weil sie ganz genau hinschaut.

»Ja, bei den Nachlässen ist es so, dass die Schwestern, die verstorben sind, ja alle mehr oder weniger einen Haushalt haben – von Kochtöpfen angefangen – und da versuche ich immer, jemanden zu finden, der das genau braucht...Heute war zum Beispiel eine Schwester bei mir und sagte wegen 'ner Nähmaschine. Ja, habe ich gesagt – ich nehme die. Ich in immer schon mal gefragt worden, ob ich ne Nähmaschine habe. Die letzte Nähmaschine, die ich abgegeben habe, war an einen Afrikaner; der wollte unbedingt nähen, weil in Afrika die Männer nähen.«

Teure Sachen runterhandeln, das ist nicht ihr Ding. Sie mag es auch nicht, wenn der Wert einer Sache gar nicht geschätzt wird.

»Also, ich kann besser was verschenken, als wenn ich da so'n Tam-Tam mithabe – also die Gier kann ich nicht ertragen.«

Und während ich ihr zuhöre, denke ich, dass Schwester Agnes längst schon zu der diakonischen Gegenbewegung gehört, von der Norbert Friedrich spricht. Ihr so genannter Feierabend, die Rente, ist ganz von diesem Engagement geprägt.

»Ich habe ja immer gesagt, wenn ich in den Feierabend gehe, dann will ich Stroh zu Geld spinnen!«

...sagt sie – und das macht sie auch.

»Letztens habe ich da bei uns Müll aufgesammelt – ausgerechnet da kam der ganze komplette Vorstand vorbei und fing an zu lästern – von wegen, dass ich da Müll aufsammele. Da hab ich die angeguckt und gesagt: Hören Sie mal, ich möchte nicht in einem Slum leben.«

Eine Frau mit Engagement, Verantwortung und diakonischer Energie. Menschen wie sie stecken andere an – und sie stecken manchen vielleicht auch ein Licht auf – gerade jetzt im Advent.

Musik dieser Sendung

- (1) O Heiland, rei die Himmel auf, Ufermann, ecce vita
- (2) Die Nacht ist vorgedrungen, Ufermann, ecce vita
- (3) Oeiland, rei die Himmel auf, Quatro Nuevo, Weihnacht

Literaturangaben

- (1) Flieger-Kulturstiftung und Pflegemuseum Kaiserswerth; Zeppenheimer Weg 20, 40489 Düsseldorf, info@flieger-kulturstiftung.de
- (2) Das MutterHaus, Hotel und Tagungszentrum GmbH, Geschwister-Aufricht-Str. 1, 40489 Düsseldorf, www.hotel-mutterhaus.de

Bei mehr Leselust: Cornelia Coenen-Marx, Die Seele des Sozialen, Diakonische Energien für den Sozialen Zusammenhalt, Neukirchener Theologie 2013